

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 30. September. 1934

Gott über den Feldern

Von Walter Steinbach

Wie reines Gold aus dunkler Schlacke bricht,
Wächst aus der braunen Scholle gelb die Ähre,
Daß neue Frucht der Acker stets gebäre
Und sich der Frieden und der Wohlstand mehre,
Behütet und bewahrt vom Sonnenlicht.

Mag auch der Himmel seine Blitze senden,
Es reitet Gott einher im Donnersturm,
Die Wolken schichtend zum Gewittersturm,
Und segnet doch den ärmsten Regenwurm:
Denn Allmacht kann im Kleinsten sich verschwenden.

Drum sich das Korn, wenn es in Reife steht,
Gutwillig beugt vor jedem Sommerwind,
Der es umspielt so sorglos wie ein Kind,
Dem wir in Demut auch ergeben sind,
Weil gnädig ihm ein Gott zur Seite steht.

Sein Tagewerk.

Von Karl Burkert.

Die Erntesonne wandert über den wolkenlosen Himmel. Sengend, dörrend glüht sie hernieder auf das stille Dorf. Alles, was Arme hat und sich regen kann, ist draußen auf den Feldern. Im vorigen Sommer war der Reinhold Waldrab auch noch mit dabei gewesen. Heuer geht das nicht mehr. Der Reinhold hat es auf einmal mit dem Altsein zu tun. Wer vom Altsein und seinen Beschwerden nichts weiß, der lacht darüber. Akkurat so hat's der Reinhold auch gemacht. Er wollte an die Geschichte nicht glauben. Bis das Alter sich's nicht mehr gefallen ließ, bis es ihn eines Tages hart an die Schultern griff, daß ihm ganz kalt im Rücken wurde, bis es ihm kurz und bündig sagte: Hier bin ich, du kannst mich nicht mehr verleugnen!

Nunmehr hat der Reinhold sich gefügt. Für immer hat er seinen Feierabend gemacht. Auf der Hausbank unter der breiten Linde sitzt er und die stillen Augen läßt er die lange Dorfstraße hinuntergehen. Einen birkenen Zwieselstock hat er zwischen den Beinen, dran hebt er sich mit dem Daumen.

Er schaut und sinnt: Siebenundsiebzig Jahre — eine schöne Zeit, wenn man so weit ist! Glück und Freude hat man gehabt, ein paarmal auch ein Leid. Die Hauptsache aber ist immer die Arbeit gewesen. Vom Kirchturm schlagen die halben, die ganzen Stunden herunter; dem Reinhold geht es langsam genug. Denen auf den Feldern draußen geht es schier zu schnell. Aber sie werden's schon

schaffen. Es ist noch früh am Nachmittag, und schon fahren die ersten Wagen ins Dorf.

Nun wird es für den Reinhold etwas kurzweiliger. Nun kann er sich dies und jenes betrachten.

Da zuerst der Stiegelfritz — halt immer der alte Hudel! Er ist die schöne Frucht nicht wert, die ihm wächst. Aber wenn einer nichts gelernt hat von seinem Vater!

Der Raffelsbauer, ja, von dem kann einer was lernen! Wie der wieder daherprangt mit seinem Weizen! Allweil die höchste Fuhre will er geladen haben im Dorf. Hat sie auch; er versteht's. Der Friedel, der Lausbub, versteht sich, zu oberst hockt er wieder auf den Garben. Am liebsten in den Himmel täte er hineinhupsen vor Übermut, 's müßt dem Raffelsbauern sein Junge nicht sein! — —

Am Friedel hat der Reinhold Waldrab seinen Gefallen. So einer ist auch er in seinen jungen Jahren gewesen. Es lacht um seinen alten Bauernmund, wenn er zurückdenkt. Mit dem Zwieselstock droht er scherzhaft dem Buben. Der lacht wie ein Glücksprinz hernieder. —

Einen Bremsenschwarm hat das Gefährt hinter sich gelassen. Ein paar von dem Geziefer surren dem Alten um den Kopf. Er schlägt danach und brummt: wozu nur der Herrgott das Unzeug geschaffen hat! Die frömmsten Rosse macht es so kopfnärrisch, daß man sie bald nicht mehr kennt! —

Dann muß der Reinhold wieder an den Friedel denken: So jung noch einmal sein, wie solch ein Bub! Nein nicht gar so jung. Schon mehr in der Zeit, wo man bereits ein wenig vernünftig ist. So dreißig, vierzig vielleicht. So in den Jahren, wo einem die Plage das liebste Ding auf der Welt ist. Auch fünfzig, sechzig noch — jedes Alter wär' ihm recht. Wenn er nur noch einmal mit beiden Armen in die Arbeit hineindürfte. Nur auf eine Woche. Nur auf einen Tag. Nein, er will ja ganz bescheiden sein: Nur ein einzigmal im Leben, wenn er noch einmal was rechtes vollbringen dürfte. Solch eines, wo die Leute sagen würden: „Schau her, das hat jetzt der Reinhold Waldrab gemacht!"

So sitzt und sinnt der Alte, ganz in Heimsucht nach der gewohnten Lebensmühe versunken, die ihm nicht mehr vergönnt ist. Plötzlich hebt er den Kopf. Er horcht. Ein Wagen jagt die Dorfstraße heraus. Noch kann er ihn nicht sehen. Aber er hört's, wie es ganz wild daherkommt. Jetzt biegt es um die Ecke.

Dem Raffelsbauer sein Geschirr ist's. Die Pferde sind wie aus Rand und Band. Hab' ich's nicht gewußt, das Fliegenzeug! Wie sie daherstürmen! Den Wagen schmeißt es nur so herum. — — Himmel, und der Friedel ist darauf. Keinen Zügel hat er mehr in den Händen; sie schleifen auf der Erde. An der Wagenleiter hebt er sich, und ein Gesicht hat er, wie wenn er um sein Leben schreien wollte. Das muß ein Unglück geben, wenn da nichts geschieht! —

Der Reinhold Waldrab stand jählings auf den Beinen. Den Stock schleudert er jetzt von sich. Gar nicht mehr so alt sieht er auf einmal aus. Aus all seiner Mühseligkeit ist er im Umsehen herausgewachsen. Steil steht er und gestrafft. Zwei Sätze, und er ist mitten auf der Straße. Eben noch zur rechten Zeit. Mit beiden Fäusten zugleich fällt er dem vorbeirasenden Handgaul in die Zügel.

Das Roß steigt in die Höhe, will sich dem Willen des Alten nicht fügen. Der Reinhold reißt es nieder, läßt den Zügel nicht aus. Ein paar Längen wird er geschleift, dann ist das Geschirr zum Stehen gebracht.

Käsbleich, mit zitternden Beinen klettert der Friedel vom Wagen. Der Reinhold liegt, so lang er ist, neben den Pferden auf der Straße, eine Kornähre in seinem eisgrauen Haarschopf. Noch immer krampft er die Faust um den Zügel, als müßt' er ihn ewig festhalten.

Leute laufen herzu und heben den Reinhold auf. Er bewegt die Lippen, die Augen; er röchelt ein wenig. Blut steht ihm vor dem Munde. Man trägt ihn beiseite und legt ihn ins Gras unter die Linde. Die Brustkammer hat ihm der Roßhuf zerschmettert. Man kennt's ihm von außen nicht an. Er wimmert nicht, und er klagt nicht. Er hat die Augen offen, hinauf in den grünsonnigen Baum. Er lächelt.

Ist's möglich? Ja, der Reinhold kriegt das fertig. Er lächelt, als hätte er jetzt die schönste Freude erlebt: „Schaut her, hab' ich nicht noch was gekonnt?!"

Einer von denen, die bei ihm stehen, hat ihn verstanden und nickt. Da ist's der Reinhold zufrieden. Da hört er eine feine Peitsche knallen. Da sitzt er auf einmal auf einem hochgeschichteten, goldenen Erntewagen, und hinein geht's mit ihm in stolzer Fahrt zum großen Tor.

Die beiden Linden.

Von Karl Burkert.

Der Hagrainer und der Hansadam — kein Mensch hätte sich's träumen lassen, wie nahe sie noch zusammenkommen. Der eine hat mehr denn hundert Morgen schwertragende Feldung liegen und ist der fürnehmste Bauer im Dorf. Der andere hat ein paar Brecheisen, etliche Eisenschlägel und zwei brave Fäuste dazu. Sauer genug muß er sich das bißchen Lebensnotdurft zusammenrackern. Solch ein Großbauer, wie der Hagrainer einer ist, schaut nach dem notigen Steinbrecher nicht viel hin.

Der Hansadam hat sich darüber nie einen Gedanken gemacht. Unterschiede müssen sein in der Welt, und zum Hagrainer hat er sich einfach nicht hingerechnet. Es war ihm recht, daß der Großbauer den schönsten Kirchenstuhl hatte. War ihm wiederum recht, daß er das große Wort im Gemeinderat führte. Und mit noch so vielen, was man hier aufzählen könnte, war der Hansadam völlig einverstanden.

Hätte der Hansadam die vielen Steine einmal beisammen gehabt, die er in vierzig Jahren aus der Erde gebrochen, ein hübscher Haufe wär's gewesen! Ein ganzes Dorf zum mindesten könnte man damit bauen. Für sich selbst hat er in der langen Zeit nicht einen einzigen Stein verwendet. Das niedrige Häuslein am Ortsrand, sein Vatererbe, war ihm noch immer stolz genug; und wenn schon der eine oder andere Tragbalken nicht mehr ganz in der Richte lag, so machte das weiter nichts aus. Das Ganze war fest gefügt. Der gröbste Winternachtssturm mußte draußen sich machtlos vertoben, konnte drinnen dem Hansadam und seiner breiten, föhrenen Bettlade nichts anhaben.

Der Christian, sein Bub, der schon tüchtig was im Steinbruch mitwerkte, hatte es zwar anders im Sinn gehabt. Ein Stöcklein auf das Haus; den Geisstall größer und lichter. Der Hansadam wollte davon nichts wissen: „Tut nicht gut, die Hoffart!" hatte er gesagt. „Wir zweie und die Mutter haben Platz. Kommt's mal anders, magst du ja immer bauen. Die Jungen müssen auch was zu tun haben."

Des Steinbrechers Weib wiederum hatte auch ihren stillen Wunsch. Das Wieslein, dicht beim Hause, es lag ihr eng am Herzen. Es ist nichts, wenn man keinen Fuß breit eigenen Grund vor der Türe hat! So sagte sie. — Freilich war es nichts. Aber der Hagrainer, dem das ganze Feld rundum gehörte, wollte davon nichts hinlassen. So wurde es nichts mit dem schönen Traum der Steinbrecherin, und das kleine Wurzgärtlein, mit den Pappelrosen und dem Apfelbaum darinnen, hing recht sauber, aber auch recht fern, droben in den Wolken.

Und dann schrie auf einmal die Kriegstrompete ins Land. Der Christian, im zweiten Ulanenjahr, hatte gerade noch Zeit, ein paar Worte auf eine Postkarte zu kritzeln. Und wie der Hansadam selbiges Geschrifte in seinen zerschrundeten, ungeschickten Händen umeinanderdrehte, willens, den Inhalt zu entziffern, ritt der Bub bereits mit seiner schönen Schwadron in den französischen Weizen hinein. Drei Tage später war er tot.

Die Kunde davon kam ins Dorf geflogen und das Dorf horchte auf. Also so ging das nun: gestern noch gesund und blutwarm auf dem Gaul, heute starr und kalt, und irgendwo in der fernen Welt begraben! Man brauchte schon einige Zeit, bis man sich in diesem Neuen zurechtfand. Am schwersten wollte es dem Hansadam eingehen. Als sein Weib heulend nach dem Steinbruch gelaufen kam, da wollte er es einfach nicht glauben. Der Christian sollte nicht mehr sein? Das wär' die verkehrte Welt! Der Bub sollte doch im Steinbruch weiterschaffen, wenn der Hans-

adam einmal zu alt war und nicht mehr konnte. Und der Bub mußte das Stöcklein aufs Haus bauen, das war eine längst abgemachte Geschichte. Und der Bub wollte.

Der Hansadam stand vor seinem jammernden Weibe, fühlte plötzlich, wie ihm die Beine schwach wurden, lehnte sich, das Regimentsschreiben in den Händen, an den körnigen Felsen, und ein schmerzhaftes Wirbeln von Gedanken war in seinem Kopf. — Über eine Weile begannen ihm die Augen leise zu tropfen. In Klagen erging er sich nicht. Er war einer von denen, die alles inwendig abmachen. Draußen bei seinen Steinen hatte er hernach Zeit genug, über Leben und Tod zu grübeln.

Im späten Herbst — das Laub war schon von den Bäumen — trat er an einem Sonntagmorgen bei dem Hagrainer in die Stube. Um eine Bitte käme er! Bescheiden hielt er das Hütlein in den Händen.

Was es damit wäre, fragte der Hagrainer von der Ofenbank her und schaute gelassen drein. Recht gelassen, dieweil ihn der Krieg nichts anging.

Rückte der Hansadam hervor: Ein junges Bäumlein hätt' er, eine Linde. Und die Linde tät' er gern wo pflanzen. Halt seinem Christian zum Gedächtnis. Und nahe bei seinem Häuslein müßt' es sein. Er möchte den Baum hübsch vor Augen haben. Nur wüßt' er sich keinen Ort.

Dem Hagrainer ging's nun zwar nicht recht ein, warum und wieso der Steinbrecherbub einen Baum haben sollte — einen Gedächtnisbaum. Doch begriff er beiläufig, was der Hansadam von ihm wollte, und das war in diesem Fall die Hauptsache.

„Wirst halt mein Wiesle im Sinn haben, Hansadam, wenn ich dich recht versteh." Feil, du weißt es, ist mir das Wiesle nicht. Aber das mit dem Bäumle, wenn's grad sein muß? Kurz, ich hab' nix dawider. Nur eins: der Baum ist hernach halt mein. Mein Grund ist's wodrauf er steht. Wird dir weiter nichts verschlagen.

Der Hansadam war's zufrieden und machte seinen Dank. Im andern Frühjahr grünte die Linde. Und was an Holz an ihr war, gehörte dem Großbauern; aber die Freude daran, die gehörte ganz allein dem Hansadam und seinem Weibe. Immer am Abend saßen sie auf dem mürben Bänklein vor dem Haus und schauten schweigend hinüber. Leise im Windeshauch rührten sich die zarten Lindenblätter, und bei ihrem geheimnisvollen Säuseln hielten sie stille Zwiesprache mit dem Buben. —

Und der Krieg ging weiter und weiter. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre. Keiner von den paar Männern, die das kleine Dorf ins Feld geschickt hatte, war weiter gefallen; aber der Großbauernbub, der bei Kriegsbeginn noch in der Feiertagsschule gesessen, wuchs mehr und mehr in das Soldatenmaß hinein, und eines Tages holte ihn die Kaserne. Der Hagrainer war ganz verstürzt. Daß der Krieg auch an ihn heranwollte, nein, das hatte er denn doch nicht erwartet. Das war zuviel für den Hagrainer. Zum Herrn Feldwebel reiste er in die Stadt. Ein schönes Stück Rauchfleisch brachte er mit, ein paar gewichtige Geldscheine ließ er sich nicht gereuen. Einen kurzen Aufschub erzielte er damit; allein zuletzt ging's mit dem Buben eben doch den gewiesenen Weg, und der Bub, sein einziger, rückte ins Feld.

Und der junge Hagrainer, der Heinrich, schrieb fleißig seine Postkarten und Briefe nach Hause, nicht gerade als einer, der stolz ist, nunmehr Soldat zu sein, doch so, daß es noch halbwegs anständig war. Aber dann auf einmal verging eine Woche, eine bange, schwere Woche, wo nichts mehr von dem Buben kam; und als die nächste Feldpost eintraf, war sie von fremder Hand geschrieben.

Mitten in der Stube krachte der Hagrainer zusammen, und als er wieder aufstand, war er gar nicht mehr so steil und straff wie zuvor. Seine Haare, bis da noch immer schön dunkel, verloren von Tag zu Tag ihre kräftige Farbe, und als er wieder einmal an einem Sonntag in den Spiegel sah, schaute ein ihm fremder Kopf heraus, und dieser Kopf war jetzt schlohweiß. Heimholen hatte er den Buben wollen; heimholen, und wenn es um den halben Hof ging. Aber die draußen wollten davon nichts wissen. Ein Volltreffer sei es gewesen, schrieben sie; und daß man vom Heinrich Hagrainer nicht mehr viel gefunden, das ließen sie so durchblicken.

Da gab es der Hagrainer auf. Sein Mund wurde noch enger, als er gewesen, und die Worte sparte er hinfort wie Gold. Eines Tages um die Dämmerzeit ging er schweren Gangs zum Steinbrecherhäuslein hinunter. Dort wäre ein Trost für ihn, hatte er sich eingebildet. Er saß nieder auf der Wandbank und legte die Hände still auf den Tisch. Eine Weile sagte er nichts; aber man sah es ihm an, es quoll ihm etwas im Herzen. Mit dem Wieslein kam er plötzlich heraus. Sagte, er sähe es nun ein, er sei zu stark am Zeitlichen gehangen. Darum das mit dem Buben.

Der Hansadam wollte ihm das ausreden; doch der Hagrainer ließ es nicht gelten. Sagte, das Wieslein müßte geteilt werden. Die eine Hälfte, wo die Linde darauf stehe, gehöre, gehöre jetzt dem Hansadam, und die andere, die ihm, dem Hagrainer, verbleibe, die müsse auch solch ein Bäumlein bekommen; denn solch ein Bäumlein, das dünke ihm schön, und er meine, es müßt' ihm ein Trost werden.

Und das begab sich im ersten Frühling. Der Hansadam lief gleich den andern Tag um eine Linde und am Abend war sie gepflanzt. Es kam der Sommer und die beiden Bäume standen gar schön im Laube. Und wenn der Hagrainer und der Hansadam am Abend drüben vor dem Steinbrecherhäuslein saßen, was jetzt häufig geschah, dann liefen ihre Gedanken dicht nebeneinander. Beinahe wie Brüder schauten die beiden Grauköpfe jetzt aus.

Das gleiche Leid! Es macht soviel Unebenes eben. Es wischt die Unterschiede aus. Es führt die Menschen zusammen.



(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Natürlich, wenn die Sache so liegt, sollen Sie sie haben," kam Madame aus ihren Rechenetempeln zu sich. „Frau Rechtsanwalt Dreier muß selbstverständlich ihr Armband wiederbekommen."

„Frau Rechtsanwalt — —"

„Dreier, Kaiserallee 200", sagte Madame Georgette.

„Danke schön!"

Und dann stand Traß auf der Straße.

Er fühlte einen Kloß im Halse und eine bittere Enttäuschung im Herzen. Sein blauer Page war Frau Rechtsanwalt! Klaus Steffen hatte mit seinem faulen Witz ins Schwarze getroffen.

„Und wenn sie schon einen Mann hat!" hatte er darauf gesagt . . .

Ach, man ging nicht hin und schlug ehrsame Rechtsanwälte tot! Man war ein armer, unglücklicher, einsamer Kerl. Man mußte jetzt einen siebenstündigen Marsch machen, um sich den Kummer vom Herzen zu laufen. Nein, man mußte in eine Weinstube gehen und sich betrinken. Leb' wohl, blauer Page; — — .

Herrman von Traß stiefelte mit Siebenmeilenschritten davon.

Fünf Minuten später hastete Charly Mendel in den Laden „Madame Georgette, Modes".

Sie war blaß unter der Last eines doppelt schlechten Gewissens: Erstens hatte sie es verschlafen und zweitens — — na, sie trug am Arm ein Paket, in dem der blaue Page ruhte. Wundervoll auf neu gebügelt zwar, aber immerhin verbotenerweise zum Maskenball getragen!

Gestern abend war ihr in einem Anfall von Leichtblütigkeit die ganze Geschichte so selbstverständlich erschienen. Heute, am nüchternen, grauen Tageslicht aber kam sie sich wie eine Verbrecherin vor.

Charly hatte Herzklopfen, als sie Madame sah und stammelte eine Entschuldigung fürs Zuspätkommen. Madame überhörte das im Trubel der Neuigkeiten, die ihr auf der Seele lagen.

„Charly, ick hab' einen Wahrtraum jehabt! Meine Ahnung hat mich nich' betrogen. Die Lingen is' abjereist!

Verduftet! Ziel unbekannt! Mädchen, wat sagen Se dazu? Mir soll der Deibel stückweis' frikassieren, wenn ick noch mal pumpe! Mein Trost is', daß Sie das Kostüm von der Evers an die Dreier losjeschlagen haben. Das gleicht den Schaden een bißchen aus."

Das Mädchen erstarrte und wurde noch blasser.

„Was haben Se denn?" forschte Madame. „Se sehen ja janz käsig aus? Wat is'n in dem Paket da?" Madame beantwortete sich diese Frage selber, indem sie die Hülle abriß. Der blaue Page glänzte ihr entgegen. Madame fühlte ein Kribbeln auf der Haut.

„Sie haben den Pagen nich' an Frau Rechtsanwalt Dreier verkauft?" fragte sie und sank auf einen Stuhl.

„Es war unmöglich. Frau Dreier konnte den Ball nicht besuchen. Sie ist an Grippe erkrankt."

Charly stotterte.

Warum sah sie Madame so merkwürdig an?

Madame blickte auf Charly, auf das Kostüm, dann auf die Tüte, die Traß so schön geglättet auf dem Tisch deponiert hatte, und dann wieder auf Charly. Plötzlich wußte sie die Wahrheit. Madame hatte heute entschieden ihren hellsichtigen Tag.

„Sie waren auf dem Maskenball!" schrie sie.

Charly wollte den Kopf schütteln, aber es wurde ein Nicken daraus.

Madame Georgette erhob sich. Obgleich weiß vor Wut, war sie doch die verkörperte Würde. Vor Zorn sprach sie sogar hochdeutsch:

„Fräulein Mendel, Sie sind fristlos entlassen. Verlassen Sie sofort mein Geschäft."

Und Charly ging.

7.

Charly Mendel machte den Kummerspaziergang, den Herrmann von Traß sich vorgenommen hatte, ehe er in einer Weinkneipe bei Rotspon vor Anker ging. Und während Traß sein Herzweh in Alkohol ertränkte, rannte Charly vier Stunden kreuz und quer durch den Tiergarten.

Schließlich trieb sie um die Mittagszeit der Hunger heim.

Als sie die Perkeitsche Wohnung betrat, lief sie Tante Jette in die Arme, die einfach annahm, daß das Mädchen zu Tisch kam.

Fräulein von Perkeit quietschte und lachte und schwenkte ein Briefblatt. Sie zog Charly ins Wohnzimmer.

„Den Reißmichtüchtig hat er, der alte Krauter!" juchzte sie. „Was sagen Sie dazu, Charly?"

„Wer denn?" fragte Charly ohne sonderliche Teilnahme.

„Na, der Karl Dittchen! Der Baron Dittchen, den ich mal heiraten sollte. Ich habe Ihnen die Geschichte doch erzählt!"

Fräulein von Perkeit hatte aus ihrer verunglückten Hochzeitsgeschichte niemals ein Hehl gemacht. Charly kannte sie in allen Einzelheiten; vom Umtausch des Hochzeitsgewandes in den Kutscherrock, bis zu dem Schwips und dem seligen Schlummer am Grabenrand. Jetzt erinnerte sie sich auch, daß der verflossene Verlobte der Tante Jette Baron Karl Dittchen hieß, der seiner durchgebrannten Braut den Streich lange vergeben hatte. Er war Junggeselle geblieben, hatte mit seiner ehemals Erwählten Freundschaft geschlossen und führte mit ihr eine lebhafte Korrespondenz.

„Der arme Baron," bedauerte sie den Abwesenden.

„Der hätte man weniger Rotspon trinken sollen," sagte Tante Jette ungerührt. „Nun sitzt er da mit der Ziehharmonika in den Knochen. Die Ärzte hatten ihn nach Pistyan geschickt, damit er seine edlen Glieder in Schlamm tunkt. Und jetzt ist er zur Nachkur an der Adria. Portorose heißt das Nest."

„Da ist es hübsch," sagte Charly.

„Kennen Sie den Ort?"

„Ich war einmal dort, als mein Vater noch lebte. Portorose liegt an einer lieblichen Adriabucht und macht seinem Namen alle Ehre. Die Rosen blühen dort fast das ganze Jahr."

„Das Bild, das der Baron geschickt hat, sieht jedenfalls nett aus. Gucken Sie sich's mal an, Charly."

Charly Mendel nahm das Photo entgegen.

Ein älterer Herr im hellen Anzug stand unter einem Rosenbaum und lächelte das Mädchen freundlich an. Er hatte ein gutmütiges Gesicht. Das war Baron Karl Dittchen. Im Hintergrunde sah man einen Riesenkasten von Hotel. Das war das Grand Palace, und dort hatte Charly auch einmal mit ihrem Vater gewohnt.

In Erinnerung an die vergangenen, sorgenlosen Zeiten und im Hinblick auf die ungewisse Zukunft nebst verlorener Stellung, traten Charly in ihrem kummervollen Seelenzustande die Tränen in die Augen.

Jettchen von Perkeit war perplex. Weichherzig und gutmütig wie sie war, nahm sie das Mädchen in die Arme.

„Charlykind, warum heulen Sie denn?"

Charly schluchzte fassungslos. Plötzlich lag sie an Tante Jettchens Brust und stammelte ihr Maskenabenteuer, dessen Entdeckung durch Madame Georgette und ihre fristlose Entlassung heraus. Bloß den braunen Mönch und seinen Kuß unterschlug sie.

Jettchen von Perkeit hörte sich alles an.

„Ich dumme Urschel bin schuld an der Geschichte," sagte sie dann ärgerlich. „Ich habe den Peter überredet, Ihnen das Billett unter die Tür zu schieben. Und ich habe die Bemerkung gemacht, daß ein junges Mädchen auch mal einen Spaß haben muß; womit ich übrigens recht habe. Ihre Madame Georgette ist eine blöde Eule, die Ihre Entlassung sicher bereuen und Sie bald zurückholen wird. Passen Sie auf, Charly, die Sache renkt sich wieder ein."

Das Mädchen schüttelte schluchzend den Kopf.

„Doch," beharrte Tante Jettchen. „Ich werde zu ihr gehen und ihr den Kopf zurechtsetzen."

Charly erschrak.

Wenn Tante Jette jemand den Kopf zurechtsetzte, artete die Sache stets in Beleidigungsklagen aus.

„Bitte, bitte, nein!"

„Schön, wenn Sie's nicht wollen, lasse ich's eben bleiben, Charly. Dann findet sich eine neue Stelle."

„Das ist heutzutage sehr schwer, Fräulein von Perkeit."

„Macht auch nischt, Kind. Vorläufig haben Sie bei mir ein Heim. Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen und können sich in Ruhe nach etwas anderem umsehen. Wenn Sie nichts finden, schicke ich Sie dem alten Dittchen als Gesellschafterin."

Nun mußte Charly lachen, aber Tante Jette versicherte:

„Ist mein blutiger Ernst! Der Baron schreibt mir, daß er sich dort sehr einsam fühlt. Er bittet mich, für ein paar Wochen nach Portorose zu kommen. Und das Photo mit den Palmen und Blumen hat mir direkt Reiselust gemacht. Statt meiner können Sie fahren. Ich werde das Fahrgeld berappen und Dittchen bezahlt das Hotel. Ein bißchen Erholung tut Ihnen not, und bis Sie wieder hier sind, hat Ihre Madame vermutlich ausgebockt."

„Das geht doch nicht, Fräulein von Perkeit!"

„Es geht ganz gut, aber Sie brauchen heute noch nicht Ihre Koffer zu packen, sondern können sich die Sache ein paar Tage überlegen. Jedenfalls werden Sie nicht verhungern, solange Sie die alte Perkeiten haben. Und nun wollen wir zu Mittag essen. Peter kommt zu Tisch und der Männe wird auch bald da sein. Das ist 'ne vergnügte Haut, die Sie ein bißchen aufmuntern wird. Oder wollen Sie heute lieber allein essen?"

Jettchen von Perkeit hatte, bei aller Rauhborstigkeit, manchmal Anfälle von Feingefühl. Sie empfand ganz richtig, daß es Charly peinlich war, ihr blasses Gesicht mit den verweinten Augen den „Mannsleuten" zu zeigen.

„Ich möchte lieber allein essen, wenn es sich einrichten läßt, Fräulein von Perkeit."

„Gut. Die Guste soll Ihnen das Essen aufs Zimmer bringen."

„Danke sehr. Und bitte sagen Sie Herrn Schott — und dem anderen Herrn nichts von meinem Mißgeschick."

Tante Jetchen schwor, schweigsam zu sein wie ein Grab.

„Aber vor dem Männe brauchen Sie sich wirklich nicht zu genieren," lachte sie. „Der hat Verständnis für übermütige Streiche. Und der Peter ist erst recht auf Ihrer Seite, das wissen Sie doch."

„Es ist mir aber lieber, wenn niemand etwas von der Geschichte erfährt, Fräulein von Perkeit. Ich schäme mich zu sehr."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.